

Auf Dauer kann es sich ein 80-Millionen-Land wie Deutschland nicht leisten, alle weniger qualifizierten Arbeitsplätze auszubürgern.

Nokia ist ein Warnzeichen

Von Gerd Held

Die Schließung der Handyproduktion von Nokia in Bochum ist einschneidender, als es die Rituale der Empörung zeigen. An den Werkstoren und in der regionalen Presse ist eine tiefe Unsicherheit spürbar. Der Protest, der die Schließung als Willkürakt eines superreichen Weltkonzerns darstellt und leichte Lösungen nach dem Motto „Man müßte nur...“ in Aussicht stellt, ist eine Sache von wenigen. Häufiger trifft man eine leisere, hilflose Bestürzung. Die Menschen ahnen, daß hier ein größerer Hebel wirkt. Sie sehen auch ein Gefühl bestätigt, daß sie schon seit längerem ab und zu beschlichen hat: das Gefühl, hier sowieso fehl am Platze zu sein und gar nicht mehr gewollt zu sein.

Denn so ist es ja. Eigentlich paßt eine einfache Massenproduktion mit geringer Qualifikation und Wertschöpfung, wie sie im Bochumer Handywerk stattfand, gar nicht in das öffentliche Selbstbild unseres Landes. Im Modell Deutschland, wie es landauf landab in seltener Einigkeit des gesamten politischen Spektrums präsentiert wird, kommen die angelernten Arbeiter und Arbeiterinnen, die die Nokia-Belegschaft prägen, gar nicht vor. Wer das Wissen und die hohe Qualifikation zur wesentlichen Ressource unseres Landes erklärt, macht die angelernte Arbeit zum Auslaufmodell. Er entwertet die Arbeitstugenden, die in der einfachen Massenproduktion zum Zug kommen und die lange Zeit ganz fraglos soziale Anerkennung fanden. Das Bochumer Werk hat 1956 als Graetz-Fernseher-Fabrik begonnen. Drei Jahrzehnte zählte die Unterhaltungselektronik etwas in Bochum. Wer hier arbeitete, hatte soziales Ansehen. Aber später wurde es allmählich anders, das Umfeld wandelte sich. Die Handy-Produktion von Nokia gehörte nicht mehr zu jenen Orten, an de-

nen sich das Ruhrgebiet seine Zukunftsfähigkeit suchte. Heute würde niemand auf die Idee kommen, die schnörkellosen Produktionslinien der Handymontage und die Tugenden der manuellen Arbeit auf der Projektliste des „Landes der Ideen“ erscheinen zu lassen. Wenn man an den sozialwissenschaftlichen Fakultäten der regionalen Hochschulen eine Umfrage machen würde, ob sie in der Nähe eine Produktionsstätte für Handys kennen – das Ergebnis wäre erschütternd gewesen. Im Jahr 2008 ist das Ruhrgebiet „Europäische Kulturhauptstadt“, aber es gibt nichts, was auch nur von Ferne auf eine einfache, aber reale Arbeitskultur verweist. Man kennt allenfalls Industriemuseen, in denen unsere abiturgesättigte Mittelklasse zwanglos fremdelnd herumschlendert.

Die Nokia-Realität war also längst zu einer verdrängten Realität im Lande geworden, als die Entscheidung zur Schließung erfolgte. Von den Beschäftigten wurde ihre marginale Rolle mehr oder weniger deutlich gespürt. Vielleicht erzählte man einfach nicht mehr soviel von der Arbeit oder die Geschichten kursierten nur im kleinen Kreis. So ist im Stillen allmählich die Ahnung gewachsen, daß man schon mit einem Bein aus der Gesellschaft ist. Die Belegschaft, die heute durchs Werkstor geht, ist nicht mehr jene Belegschaft, die einmal stolz auf ihre Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit, auf ihr Durchhaltevermögen und ihre kleinen Lernschritte war. Fast könnte man von einer Parallelgesellschaft sprechen, auf die das Licht der Öffentlichkeit nicht mehr fällt.

An diesem Punkt wird die Heuchelei derjenigen, die jetzt „um Bochum kämpfen“ wollen, erst in ihrem ganzen Ausmaß deutlich. Diejenigen, die jetzt quer

durch alle politischen Lager die Werkschließung lauthals beklagen, haben seit langem eine Vision des Landes gepflegt, in der für einfache Massenindustrien kein Platz mehr ist. Wer auf der einen Seite ständig erklärt, Deutschland müsse sich auf die Tätigkeiten mit hoher Qualifikation und hoher Wertschöpfung konzentrieren, darf nicht so tun, als wäre die Auslagerung der weniger noblen Tätigkeiten ein ganz unvorhersehbares Unglück oder eine böse Tat fremder Kapitalisten. Der Satz „Wissen und Bildung sind unsere einzigen Ressourcen“ ist eben alles andere als unschuldig. Er klingt wohlmeinend und läuft doch auf Verdrängung all dessen hinaus, was unter dem Niveau hoher Wertschöpfung ist. Im Namen dieser Wertschöpfung werden die Qualitäts- und Umweltnormen für die Betriebe erhöht, bevor diese überhaupt einen Euro mehr verdient haben. Für die Menschen wird vor jeden Arbeitsplatz die Spirale der Forderung immer höherer Schulabschlüsse gesetzt. So wird das normative Niveau im Land immer anspruchsvoller und teurer. Um aber das reale Land auf dies Niveau zu hieven, muß folglich immer mehr Förderung her. Also wachsen die Fördertürme. Auch die Millionenförderung für Nokia gehört zu dieser Logik. Sie mußte ausgleichen, was die Realität der Handyproduktion schon nicht mehr hergab. In Bochum ist diese Spirale „Verteuern und Fördern“ jetzt gebrochen. Förderland ist abgebrannt, Teuerland steht in voller Blöße da. Bochum war der letzte deutsche Handy-Produktionsort. Bald könnte der Spiralbruch auch die deutsche Automobilindustrie erreichen. Das Werk von Opel, das hier den Anfang machen könnte, steht wiederum in Bochum.

Spätestens dann wird deutlich werden, daß wir in Deutschland eine ganz andere Diskussion führen müssen als den Umverteilungsstreit um „soziale Gerechtigkeit“. Es muß ernsthaft überlegt werden, ob die Grundorientierung, die darin besteht, Deutschland in der internationalen Arbeitsteilung nur im Bereich hochwertiger Produktion zu plazieren, für ein großes Land mit über 80 Millionen Menschen wirklich

die richtige Entscheidung ist. Der EU-Kommissar Verheugen will Unternehmenssubventionen gänzlich abschaffen, um stattdessen „in Bildung“ zu investieren. Aber will er im Ernst behaupten, mehr Bildung würde neue Arbeitsfelder für alle die Betriebe und Arbeitnehmer eröffnen, die bisher einfache Serienfertigungen und Anlern Tätigkeiten leisteten? Außerdem bedeutet Bildung in dieser Generalform nur eine Alibi-Floskel, unter der man sich irgend ein vages Utopia vorstellen kann, in dem unheimlich viel gedacht, erfunden, beraten und geredet wird. Zwar wird heute in unzähligen Vorträgen die Formel „Bildung = Wirtschaftskraft“ vorgetragen, aber belegt wird diese Zentralformel des deutschen Modells eigentlich nie. Erfolgreich waren bisher allenfalls einzelne gezielte Umschulungen – aber das waren im Grunde Anlernvorgänge und die reichen eben nur soweit, wie noch angelernte Arbeit im Land existiert. Wenn angesichts der Schließung der letzten Handyproduktion in Deutschland den Beschäftigten allgemeine Bildungskarrieren in Aussicht gestellt werden, ist das nur zynisch.

Man sollte die Erklärungen, die die Geschäftsführung von Nokia zur Schließung des Bochumer Werks gegeben hat, ruhig genau lesen und ernst nehmen. Man habe versucht, so heißt es, in Bochum einen flexiblen Firmenkomplex mit Subunternehmern, Zulieferern und flexiblen Arbeitsverhältnissen aufzubauen. Es ging also gar nicht darum, nur immer mehr aus dem Werk herauszuholen. Man sah im kommenden Jahrzehnt das Kostenproblem auf dem Handymarkt kommen, und man hätte vielleicht das Lohnniveau ein Stückweit auf das Niveau in Schwellenländern zubewegen müssen, aber man hätte auch versucht, durch die Vorteile des flexiblen Verbunds ein völliges Absinken auf dies Niveau zu vermeiden. Hier wäre eventuell die öffentliche Hand mit Lohnsubvention, Steuererleichterungen, Anlernmaßnahmen sowie der Übernahme von Umwelt- und Infrastrukturkosten erneut gefordert gewesen. Im Ergebnis wäre das erfolgreicher gewe-

sen als eine Finanzierung von Arbeitslosigkeit, verbunden mit dem Verlust einer Branchentradition und mit der Auflösung der sozialen Beziehungen der Belegschaft. Die Nokia-Geschäftsführung hat erklärt, ihre Versuche im Laufe der letzten Jahre seien gescheitert. Wir kennen nicht die einzelnen Geschichten und Entscheidungen, die hier gelaufen sind. Wir wissen auch nicht, welche Verhandlungsmöglichkeiten es jetzt noch gibt. Aber die Begründung der Nokia-Geschäftsleitung zeigt, daß es nicht um abstrakte Prinzipien und unerfüllbare Anforderungen für unser Land geht. Eine Kombination von Kostensenkung, flexiblem Produktionskomplex und öffentlichen Subventionen könnte eine solche Produktion im Land halten – wenn nicht die allgemeinen Trends bei Kosten und Normen diese Anstrengungen wieder durchkreuzen.

Diese allgemeinen Trends entscheiden viel mehr als kurzfristige Profitziele. Das Bild vom Karawanen-Kapitalismus unterstellt den Unternehmen eine falsche Belieblichkeit. Es unterschlägt den Vergleich längerfristiger Rahmenbedingungen, den ein Unternehmen bei einem so einschneidenden Schritt wie einer Standortauflösung immer vornimmt. Aber diejenigen, die als Regierungspolitiker wesentliche Eckpunkte des Rahmens setzen, zeigen mit dem Finger auf andere, um von der eigenen Verantwortung abzulenken. Es ist sicher nicht ein einzelnes Gesetz, das für die No-

kia-Entscheidung ausschlaggebend war. Aber der große Trend der Normen und Kosten eines Landes muß von jedem Investor sehr genau beobachtet werden. Niemand ist entgangen, wie die neue deutsche Prosperität in Windeseile und schier unaufhaltsam in eine Spirale von neuen Ansprüchen, höheren Normen und mehr Kosten umgeschlagen ist. Daß auf Deutschland eine doppelte Hypothek der sozialen Versorgungszusagen (bei Renten, Krankheit und Pflege) und der Umweltzielsetzungen (hohe Umbaukosten und Betriebskosten für Unternehmen und Haushalte) lastet, pfeifen die Spatzen schon von den Dächern. Karawane hin oder her – die Tatsache, daß die Große Koalition eine Verteuerungskoalition ist, ist an dieser Standortauflösung alles andere als unschuldig.

So wäre in diesen Tagen eigentlich ein Nachdenken über den Fall Nokia geboten. In Bochum liegt eine Bruchstelle des deutschen Erfolgsmodells. Wenn wir an dieser Stelle nicht lernen, sondern die Handyproduktion einfach mit der üblichen Protestfanfare wegbrechen lassen, werden wir bald in der nächsten Branche die letzte Fabrik zu verabschieden haben. Und spätestens dann, wenn es die Autoindustrie erwischt, kommen wir um eine Revision der Grundpositionierung unseres Landes nicht mehr herum. Diese Revision hat der Fall Nokia eigentlich schon jetzt auf die Tagesordnung gesetzt.

(Manuskript vom 24.1.2008, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ am 26.1.2008)